

Cyberethik – neue Herausforderungen oder alte Probleme?

Ottmar John

1. Vorbemerkung

1.1 Von einem Menschen, der seinen Computer anstellt, sich in ein Programm einloggt, eine Website aufsucht, eine E-Mail verschickt, vielleicht an einem Chatforum teilnimmt, von diesem Menschen sagt man in Deutschland: „Er geht ins Netz“. Damit ist nicht gemeint, dass er sich in einem Netz verfängt, sondern dass er einen kommunikativen, sozialen und öffentlichen Raum betritt. Dieser Raum ist kein dinglicher Raum; wenn man ihn von außen zu beschreiben versucht, wird man technische Begriffe aus der Nachrichtenübermittlung benutzen müssen, nicht aber von Kubikmetern oder Gebäudeproportionen reden können. Insofern ist das Wort *Cyberspace* eine Metapher. Aber wer „ins Netz geht“ und mit anderen Menschen mittels des Internets kommuniziert, macht dennoch eine eigentümliche Raumerfahrung. Und wenn die Erfahrung die einzige Möglichkeit ist, von der Wirklichkeit zu sprechen, diese Erfahrung aber räumliche, sinnliche Anschauungen enthält, dann ist es nicht absurd, vom Internet als einem Raum zu sprechen. Die Zusammensetzung mit dem Wort *cyber* signalisiert dann die Differenz zu jenen Räumen, deren dingliches Substrat immer dreidimensional ist. Es bezeichnet seine fiktionale und u-topische Qualität, die aber dennoch nicht erfahrungsjenseitig ist.

1.2 Die These dieses Themenheftes von CONCILIUM lautet, dass derjenige, der in diesem Raum handelt und sich derartigen Raumerfahrungen aussetzt, sich nicht in einer ethikfreien Zone bewegt. Sich im Cyberspace zu bewegen impliziert demnach ethisch relevante Entscheidungen. Wem diese Ausgangsthese als evident und unbefragbar einleuchtet, der wird die traditionellen ethischen Fragestellungen unmittelbar auf die neuen technisch generierten Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten ausdehnen und anwenden. Diese Evidenz setzt aber voraus, dass das Internet hinreichend als Mittel menschlicher Kommunikation begriffen ist, eindeutig von den Subjekten und Adressaten ethischen Handelns unterschieden und Menschenwürde und Gemeinwohl unmittelbar als Maß zur Beurteilung bestimmte Geschehnisse im Cyberspace angewandt werden können. Diese Voraussetzung wird zumindest von solchen Positionen in Frage gestellt, die

von der Eigendynamik hochelaborierter Techniken sprechen und die die Cyberspace-Erfahrung so fundamental von der im realen Leben unterscheiden, dass in ihm gänzlich neue transhumane und zugleich transmoralische Identitäten notwendig seien, um eine solche eigendynamische Technik bedienen zu können. Und wenn diese Voraussetzungen oder Implikationen einer These nicht mehr unbefragt sind, dann ist sie nicht mehr evident und kann nicht zur Ausgangsthese dienen. Sie muss begründet werden. Das Internet wirft insofern neue, bisher nicht verhandelte ethische Fragestellungen auf, weil in ihm – obwohl eine gänzlich von Menschen hervorbrachte und gestaltete Realität – die Unausweichlichkeit der Frage nach Gut und Böse neu gezeigt werden muss. Auf eigentümliche Weise entzieht es sich der Geltung ethischer Normen.

„Der Mensch und die Gemeinschaft der Menschen sind Ziel und Maßstab für den Umgang mit den Medien. Kommunikation sollte von Mensch zu Mensch und zum Vorteil für die Entwicklung des Menschen erfolgen.“ Dieser medienethische Grundsatz des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel¹ ist selbst eine Maxime, die gelten soll. Deren faktische Geltung wird deswegen verdunkelt, weil in den Wahrnehmungen und im Bewusstsein vieler Menschen das Internet und die mit ihm verbundene Cyberspace-Erfahrung sich aus der Welt der Mittel emanzipiert haben. Die problemlose Geltung der Maxime zu unterstellen würde die quantitativen wie qualitativen Sprünge in der Technikentwicklung inklusive ihrer wahrnehmungskonditionierenden und weltbildproduktiven Funktion ignorieren. Sie muss in einer ethischen Theorie der Internetkommunikation verarbeitet werden. Den Cyberspace als ethikfreien Raum zu deklarieren, würde die Ethik überhaupt relativieren und darüber hinaus sich dem gnostischen Mythos der Selbsterlösung der virtuellen Existenz von aller materiellen Bedingtheit nähern.² Angesichts derartiger Tendenzen im Umgang mit neuen Kommunikationsmedien muss die universale Geltung der Ethik auch für damit verbundene neue Wahrnehmungs- und Erfahrungsräume begründet werden.

Für einen begrenzten Beitrag zur Bewältigung dieser Aufgabe sollen im Folgenden der medientheoretische und der ethische Diskurs aufeinander bezogen werden:

1. Medienethik als Bereichsethik kommt wegen des tendenziell universalen Charakters des Internets an seine Grenzen.
2. Teleologische Begründungen von Normen für das Handeln im Internet greifen ins Leere, weil sie die Wirkweise des Internets für das reale Leben konventionell auffassen.
3. Das Internet erzeugt den Schein einer subjektlosen Eigendynamik und bedarf deswegen einer Vergewisserung der Unhintergebarkeit menschlicher Subjektivität gerade für den Fall, in dem Anpassungsleistungen an die spezifischen Dynamiken neuer Kommunikationstechnologie damit begründet werden, dass diese für die Selbsterhaltung der Gesellschaft unverzichtbar sei.

2. Internet als Mittel zur Erreichung von Zwecken im realen Leben

2.1 „Die kommunikativen Möglichkeiten des Internet werden ... auch zu kriminellen Handlungen genutzt.“³ Über das Internet lassen sich Absprachen zu terroristischen Anschlägen treffen, in ihm finden sich Aufrufe zu kollektiven Gewalttaten. In Deutschland ist vor allem die rechtsradikale Propaganda, die auf unzähligen Websites im Internet zu finden ist, ins Blickfeld gerückt.⁴

Im Sinne des kommunikationstheoretischen Grundmodells der Zuordnung von Sender, Empfänger, Inhalt, Medium und Umwelt⁵ befinden sich sowohl die Sender als auch die Empfänger von Aufforderungen zu Straftaten außerhalb des Netzes – das Internet ist (noch) bloßes Mittel für ethisch relevante Geschehnisse, die sich außerhalb des Netzes abspielen. In diesem Sinne ist das Netz selbst moralisch indifferent. Es ist offen für jedwede Absicht, die mit ihm realisiert wird. Es kann wirkungsvolles Mittel sein, das Gute zu tun oder Böses zu bewerkstelligen.

Die ethischen Urteile über diese Phänomene sind *ex post* gefällt. Sie sind veranlasst durch Normverletzungen. Gegenüber Aufrufen und Anstiftung zu kriminellen Handlungen und Gewalttaten ist das ethische und rechtliche Urteil unstrittig. Jedoch wirft das Internet bislang ungelöste Fragen der Durchsetzung von Rechtsnormen und der Strafverfolgung auf. Das Internet ist ein Kommunikationsmittel, das Reichweite und Geschwindigkeit der Kommunikation steigert. In ihm werden individuelle Medien wie das Telefon (ein Sender erreicht einen Empfänger) mit Massenmedien wie dem Fernseher (ein Sender erreicht unbegrenzt viele Empfänger) verknüpft und dadurch gesteigert: Beliebig viele Individuen können im Internet ihre Botschaften und Nachrichten an ein massenhaftes Publikum senden. Diese Verknüpfung bisher getrennt funktionierender Medien und ihr globaler Charakter führen zu einer hohen Unübersichtlichkeit und Unkontrollierbarkeit. Durch den leichten und unkontrollierbaren Zugang zum Massenmedium Internet haben sowohl Gesetzesbrecher in Rechtsstaaten größere Chancen als auch demokratische Oppositionen in Unrechtsregimen.

Auf diese Herausforderung wird auf zweifache Weise reagiert: Zum einen werden technische Lösungen gesucht. Bild- und Spracherkennungsprogramme sollen im weltweiten Netz sogenannte Propagandadelikte oder Seiten pornographischen Inhalts identifizieren. Anbieter von Internetauktionen entwickeln Regel- und Kontrollverfahren, die Betrüger ausschließen und der Strafverfolgung übereignen sollen. Der Erfolg derartiger technischer Anstrengungen wird jedoch skeptisch beurteilt. Deswegen wird zum anderen die Notwendigkeit gesehen, die Nutzerkompetenz auch in ethischer Hinsicht zu stärken. Weil sich das Internet weitgehend den klassischen Mitteln der Medienordnung entzieht, sehen diverse Autoren keine andere Möglichkeit als die Selbstkontrolle und Selbstverantwortung der Nutzer zu stärken.⁶

2.2 Internetethik ist zuerst Medienethik. Medienethik ist partikulare Bereichsethik; sie ist konstituiert durch die Anwendung allgemeiner ethischer Normen auf einen eingrenzenden gesellschaftlichen Bereich. Sie ist vor allem auf jenen Bereich der Gesellschaft beschränkt, in dem das Internet als Kommunikationsmittel genutzt wird. Wegen der Vervielfachung der Wirkungen dieses Kommunikationsmittels scheint der Auf- und Ausbau der Internetethik notwendig.⁷

Dabei ergibt sich eine widersprüchliche Situation: Einerseits gibt es Bereiche des Lebens, in denen evidentermaßen technisch vermittelte Kommunikation keine entscheidende Rolle spielt. Vor allem die Auffassung des Internet als Kommunikationsmittel unterstellt, dass es neben dem Reich der Mittel auch jenes der zwecksetzenden Subjekte und der Objekte der Realisierungen ihrer Zwecke gibt. Andererseits gibt es Indizien, dass in hoch entwickelten Gesellschaften Verkehrs-, Energieversorgungs- und Kommunikationssysteme keine abgeleiteten Möglichkeiten zur fakultativen Verbesserung des Lebens offerieren, sondern Bedingungen für das Funktionieren des gesellschaftlichen Lebens überhaupt darstellen. Vom Zusammenbruch z.B. der Güterversorgung sind mittelfristig individuelle Überlebenschancen bedroht. Und dem Internet kommt hier eine Schlüsselrolle zu. Weil in ihm eine Vielzahl von elektronischen Steuerungssystemen für Produktion, Verkehr und Versorgung vernetzt sind, bedeutet eine Störung der Internetkommunikation zugleich eine direkte oder wenigstens indirekte Bedrohung des gesellschaftlichen Lebens. Insofern erhöht die technische Entwicklung die Störanfälligkeit moderner Gesellschaften. Das Internet ist also nicht nur Mittel, um Straftaten außerhalb des Netzes zu bewirken. Wenn dieses Kommunikationsmittel, von dem das gesellschaftliche Leben in nicht unerheblichem Maße abhängt, beschädigt wird, werden Menschen in ihren Lebensmöglichkeiten eingeschränkt. Manche

Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von „Cyberterrorismus“.⁸

Einen ähnlichen Status hat der Hinweis auf die Gefahr, dass die Welt zunehmend in Medienbesitzer und Medienhabeichtse aufgespalten wird. Wenn Datenaustausch mit hoher Geschwindigkeit eine Bedingung für ein bestimmtes technisches Niveau einer Gesellschaft ist, dann ist die geringe Zahl von Internetnutzern in einer Gesellschaft zugleich eine Verhinderung von gesellschaftlichen Entwicklungen und so eine Bedrohung für das Leben

der Menschen. Faktisch keine Internetzugänge zu nutzen oder nutzen zu können ist ein vergleichbares Übel wie die Schädigung des Kommunikationssystems.

Damit ist im Begriff des Mittels eine Differenzierung erreicht. Das Internet ist kein austauschbares Mittel, das durch ein anderes ersetzt werden könnte. Es ist

Der Autor

Ottmar John, geb. 1953; Studium der Theologie, Philosophie, Soziologie und Pädagogik; Promotion in Theologie, Magister Artium in Philosophie; Assistent am fundamentaltheologischen Seminar in Münster; seit 1998 Referent im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn. Veröffentlichungen zur Kritischen Theorie, Politischen Theologie, Rahner, Christologie, Schöpfungstheologie, Theologie der Arbeit, Medientheorie und missionarischen Pastoral. Für CONCILIUM schrieb er zuletzt „Das christliche Abendland – Abschied von einer epochalen Vision“ in Heft 2/1992. Anschrift: Heideweg 54, D-49477 Ibbenbüren. E-Mail: Dr.Ottmar.John@t-online.de.

ein Mittel, von dem die Lebensmöglichkeiten von Menschen abhängen. Als Mittel ist es bezogen auf Zwecke und diesen untergeordnet. Als System von Mitteln ist es Bedingung dafür, dass überhaupt Zwecke erreicht werden können. Derartige Einsichten werden nun nicht erst in Bezug auf das technische Niveau und die Komplexität, die das Internet indiziert, gewonnen. Dass die Individualethik an ihre Grenzen gekommen ist und um eine Sozial- bzw. Ordnungsethik erweitert werden muss, gehört seit den Anfängen der katholischen Sozialverkündigung zu den Standards moraltheologischer Reflexion.⁹

Jedoch hat die Technikentwicklung einen paradoxen Effekt: Einerseits machte sie die Herausbildung einer Bereichsethik notwendig, die die eigenen Anwendungsbedingungen ethischer Normen in einem eingrenzenden Bereich erforscht. Andererseits überschreitet die gleiche Technik jede Grenze und erhebt sich zu einer konstitutiven Bedingung für das Funktionieren moderner Gesellschaften. Ethisches Handeln überhaupt, auch individuelles, wird abstrakt, wenn es die konkrete Totalität technischer Konditionen des Lebens nicht bedenkt. Die Erkenntnisse, die im Bereich der Medienethik gewonnen werden, sind also für die gesamte Bandbreite normgeleiteten Verhaltens von Bedeutung.

Jedoch wird wegen der enormen Komplexität des Internets der Erfolg von staatlichem und juristischem Handeln prinzipiell in Frage gestellt. Eine Ordnungsethik der Massenkommunikation, die durch die Entwicklung ihres Gegenstandes zunehmend den Status einer allgemeinen Gesellschaftsethik erhält, vermag offensichtlich dessen ethische Relevanz nur dadurch zu sichern, dass sie den einzelnen Nutzer als Instanz anerkennt, ohne den Normen im Internet nicht durchgesetzt und eingehalten werden können. Dabei ist klar, dass die Strategien zur ethischen Normierung der Internetkommunikation, die durch individuelle Handlungen und Haltungen verfolgt werden, anders aussehen als die des Staates. Einzelne Internetnutzer sind nicht eine Ersatzpolizei, die genau dann aktiviert wird, wenn staatliche Behörden scheitern. Würde ihre Funktion als Ersatzfunktion begriffen, wäre sie sofort in das gleiche Problem verstrickt wie staatliche Aufsichtsorgane.

3. Das Internet und die Krise teleologischer Normbegründungen

3.1 Die bisherigen Überlegungen bewegen sich im Umfeld des Problems, wie Normen im Internet durchgesetzt und befolgt werden können. Dass es auch im Internet moralisch zugeht, hängt mehr als in anderen Bereichen davon ab, dass es moralische Subjekte gibt, die das Internet für moralisch gute Zwecke nutzen bzw. sich der Realisierung negativer Zwecke verweigern. Die Verhinderung der Realisierung negativer Zwecke besteht natürlich zunächst in der Unterlassung, solche zu verfolgen, aber vor allem darin, das eigene Verhalten und Handeln von den negativen Intentionen anderer nicht beeinflussen zu lassen - gewissermaßen die Wirkungskette der Gewalt etc. im eigenen Verhalten zu brechen.

Eine solche sehr konventionelle Anweisung zum moralischen Verhalten scheint aus der medientheoretischen Perspektive an der Realität des Internets vorbeizugehen. Gewiss soll niemand einem Aufruf zu kriminellen Handlungen folgen oder dargestellte Gewalt nachahmen. Aber derartige Wirkungen von Gewaltdarstellungen lassen sich nicht oder kaum nachweisen. Folgt man den Ergebnissen der Medienwirkforschung, so haben Massenmedien eine geringe Bedeutung für die faktische Gewaltausübung in der Gesellschaft. Es gibt keinen mimetischen Zwang, den z.B. eine dargestellte Folterung ausübte. Untersuchte spektakuläre Einzelfälle haben zumeist ergeben, dass die Gewaltdarstellung nicht als Ursache der Nachahmung des Dargestellten zu veranschlagen ist, wohl der Anlass und Auslöser einer Disposition sein kann, die aber auf etwa traumatische Erfahrungen oder Erziehungsschäden, die sich unabhängig von Medienkonsum ergeben haben, zurückgeführt werden können.

Nicht anders ist der Befund, wenn man nicht einzelnen Darstellungen eine unmittelbare Wirkung unterstellt (so wie die Wirkforschung nach den Effekten der Produktwerbung fragt), sondern die Medien als dauernde Begleiter der Familien und vor allem der Jugendlichen versteht. Gewaltdarstellung und Pornographie sind ein erheblicher Bestandteil der medial erzeugten Umwelt des Lebens in modernen Gesellschaften – und sie insinuierten vor allem bei Jugendlichen, dass das dort dargestellte auf Grund seiner Massenhaftigkeit normal und ethisch unbedenklich sei. So liegt die Auffassung nahe, dass sie, wenn auch nicht einzelne konkrete Handlungen, so doch das Wertempfinden und die moralischen Grundentscheidungen beeinflussen. Aber auch für eine allgemeinere und unbestimmtere negative Wirkung der Massenmedien lässt sich kein Nachweis erbringen. Weder Fernseher noch Internet sind hochrangige Erziehungsagenturen. Nur dort, wo andere Erziehungsagenturen wie Familie und Schule ausfallen, vermögen sie Wirkungen zu erzielen – aber auch hier sind sie nicht die eigentliche Ursache für negative moralische Grundeinstellungen zu sich selbst, zu anderen und zur Welt insgesamt, sondern sie bringen zum Ausdruck, was vorher durch den Ausfall von Familie und anderen Erziehungsinstanzen bereits zerstört worden ist.

Die Anweisung, sich den negativen Wirkungen der Medien zu widersetzen oder zu entziehen, ist in aller Regel überflüssig. Wer sie dennoch erteilt, gibt als moralische Maxime aus, wie Medien sowieso funktionieren – vergleichsweise wirkungslos gegenüber dem, was Menschen empfinden, denken und tun.

3.2 Nun kann man der Meinung sein, dass solche Darstellungen im Internet, die keine negativen aber auch keine positiven Wirkungen hervorrufen, moralisch neutral seien. Es handelte sich danach um Phänomene, die den gleichen Status besäßen wie diejenigen, die der anonyme Naturprozess hervorbringt. Das widerspricht der Universalität des Ethischen; menschliches, absichtsvolles und zielgerichtetes Handeln fällt unter das moralische Gesetz. Jeder menschliche Lebensvollzug ist ethisch relevant. Er impliziert ein Sollen oder Nichtsollen. Gesollt ist eine Handlung nicht nur dann, wenn sie positive Folgen hat, sondern auch, wenn sie in sich gut ist. Das Gute ist um seiner selbst willen in der Welt. Ebenso ist das

Schlechte um des Guten willen zu unterlassen, auch wenn es keine negativen Folgen für andere hat und andere nicht schädigt.

Die Bindung der moralischen Wertigkeit von Handlungen an ihre Folgen ist eine reduzierte Ethik. Stellt man über die Wirkungen die Absicht, das Ziel und die Kongruenz mit dem Sittengesetz als Maßstab der Bewertung in Rechnung, dann sind Gewaltdarstellungen in den Medien keineswegs salviert, wenn es wahrscheinlich ist, dass sie keine Folgen haben. Noch viel weniger kann dieses als ein Argument dafür gewertet werden, dass das Internet und der Cyberspace ein ethikfreier Raum seien.

Bei der Beantwortung der Frage nach dem moralischen Wert von z.B. Gewaltdarstellungen im Internet ist zu berücksichtigen, dass sie nicht selbst Gewalt gegen Menschen vollziehen, sondern diese abbilden. Ihr Wert oder Unwert entscheidet sich dadurch, wie sich die Darstellung zu ihrem Inhalt verhält. Wird Gewalt gegen Menschen als etwas dargestellt, was nicht sein soll, oder wird es durch die Darstellung affirmiert oder gar verherrlicht - sei es, dass die Darstellung den negativen Charakter der Gewalt verkennt und Gewalt gegen Menschen als ein Gut ausgibt, oder sei es, dass sie Gewalt als ein erlaubtes Mittel ausgeben, um etwas Gutes zu erreichen. Es gibt Mittel der Gestaltung einer Darstellung, durch die ihr Inhalt als nicht sein sollend ausgewiesen werden kann. Diese Mittel nicht oder falsch einzusetzen ist ein moralisch zu bewertendes Fehlverhalten. Andererseits ist die wertende Mitteilung und Darstellung der Realität der Gewalt ein moralisches Gebot. Negative Realitäten als solche zu denunzieren ist selbst eine sittliche Tat, die nicht nur dann gut ist, wenn sie Gegenkräfte gegen das Dargestellte zu mobilisieren vermag, sondern auch, wenn sie ungehört verhallt. Es ist sinnvoll als Angebot an die Freiheit der Menschen, auf diese Weise dargestellte Realitäten zur Kenntnis zu nehmen und daraus Konsequenzen im Handeln zu ziehen.

3.3 Auch wenn in Bezug auf das Internet keine negativen Einzelwirkungen nachgewiesen werden können, so scheint es doch in seiner Gesamtheit eine gewisse paralytische Funktion in Bezug auf das sittliche Verhalten der Benutzer auszuüben. Es bewirkt zwar nicht Negatives, verhindert auf eigentümliche Weise jedoch das Positive.

Um eine derartige Vermutung zu erläutern, bedarf es einer weiteren Differenzierung. Nicht erst im Blick auf das Internet reicht es nicht aus, zwischen Realität und Bild zu unterscheiden. Es muss darüber hinaus zwischen gegebener und inszenierter Realität unterschieden werden. Eine inszenierte Realität hat keinen anderen Sinn, als abgebildet zu werden. Sie geht in der bildlichen Darstellung auf. Durch sie emanzipiert sich das Bild von der Realität und wird Selbstzweck. Es gewinnt sein eigenes, autonomes Dasein. Sich gegenüber einer im Bild Realität gewinnenden Inszenierung genau so zu verhalten wie gegenüber der gegebenen Realität ist naiv. Angemessen gegenüber inszenierter Negativität scheint allein die Zerstreung und Unterhaltung zu sein.

Nun besteht ein wichtiger Reiz massenmedialer Unterhaltung in der Erzeugung

von Spannung – auch in moralischer Hinsicht. Menschen erleben vor dem Bildschirm Schicksale anderer Menschen und identifizieren sich mit den Guten und hegen Abneigungen gegen die Bösen. Je technisch perfekter die Inszenierung von Realität, desto stärker der Eindruck, dass es sich um reales Geschehen handeln könnte, und desto unausweichlicher erscheint die moralische Stellungnahme der Betrachter.

Auf ein inszeniertes Verbrechen moralisch zu reagieren ist letztlich eine Form von medialer Inkompetenz. Sie entwertet die Empörung angesichts realer Gewalt und realer Leiden. Wer andauernd den Probealarm für den Ernstfall nimmt, der läuft Gefahr, den Ernstfall für eine Übung zu halten und mit zu geringer Anstrengung zu reagieren. Um Bilder als Hinweise auf negative Realitäten ernst nehmen zu können, bedarf es der Fähigkeit der Menschen, sich nicht angesichts inszenierter Negativität zu verausgaben. Im Medienkonsum ununterbrochen Verbrechen moralisch zu beurteilen, die doch gar keine sind, schlägt um in eine Einstellung zur Wirklichkeit, dass jedes Verbrechen inszeniert sei. Die moralische Beurteilung der Fiktion als Realität geht einher mit der Fiktionalisierung der Realität.

Ob eine inszenierte Gewaltdarstellung problematisch ist oder nicht, wird somit eine Frage der Medienkompetenz des Betrachters. Basal für diese Kompetenz ist die Unterscheidung zwischen Realität und Bild, genauer: ob ein Bild für sich steht oder ob es Abbild einer zugrunde liegenden Wirklichkeit ist. Das ist nach den bisherigen Überlegungen die Voraussetzung dafür, die moralische Kompetenz für den Fall zu gewährleisten, dass es sich bei dargestellten negativen Sachverhalten um abgebildete Realitäten handelt. Sich nicht mit der Fiktivität des Inhaltes zu beruhigen oder zu entschuldigen, sind Haltungen gegenüber den Massenmedien, die diesen angemessen sind.

4. Cyberspace-Erfahrung und die Bewahrung der Subjektivität als Bedingung moralischen Handelns

4.1 Die bisherigen Überlegungen führten zu der Einsicht, dass die Verwischung von Bild und Realität ein eigentümliches ethisches Problem aufwirft. Um adäquat auf bestimmte Wahrnehmungen reagieren zu können, muss das moralische Subjekt zwischen autonomem Bild und Abbild unterscheiden können. Ethische Kompetenz setzt Medienkompetenz voraus. Medienkompetenz wird zu einer herzustellenden Bedingung für moralisches Handeln, weil die Unterscheidung von Bild und Abbild immer schwieriger und aufwändiger wird. Schwieriger und aufwändiger wird die Unterscheidung, weil die technische Apparatur immer perfektere Bilder inszeniert. Mediale Inszenierungen gewinnen immer mehr den Charakter einer Als-ob-Wirklichkeit. Sie bilden keine Realität ab, aber ihre eigene Bildrealität ist so geartet, als ob sie Realität abbildeten. Was zu sehen ist, könnte wahr sein im Sinne von wirklichkeitsadäquat.

In dieser Linie liegt die eigentümliche Erfahrung eines virtuellen Raumes, die die

Nutzer des Internets machen. Cyberspace-Erfahrung ist keine radikal neue Erfahrung, sondern die Steigerung bisheriger Erfahrungen durch Verknüpfung verschiedener Medien. Diese Erfahrung kann in drei Facetten beschrieben werden:

1. Die Geschichte der Ästhetik dokumentiert ein Rezeptionsverhalten, in dem die Wahrnehmung so intensiv ist, das der Betrachter das Gefühl bekommt, sich in das Bild zu versenken und in den Bildraum einzugehen. Je passiver er sich den sinnlichen Eindrücken überlässt, desto vollständiger erfährt er den imaginativen Raum und vergisst seine Zugehörigkeit zum realen. Die kleinste Bewegung, der eigene Willensimpuls lässt den Betrachter in der Realität erwachen. Im Cyberspace dagegen agiert der Betrachter. Die sich in ihm vollziehende Imagination ist nicht gebunden an die Passivität des Betrachters, sondern sie gewinnt ihre eigentümliche Objektivität gerade dadurch, dass der Betrachter selbst Botschaften aussendet, sich seinen Weg durch die verschiedenen Bildwelten wählt, Informationen einholt etc. Dadurch ist der Betrachter selbst Produzent innerhalb des virtuellen Raumes und Erzeuger des Raumes selbst. Die technische Bedingung dafür ist die Multidirektionalität des Internets, ohne dass es seinen Charakter eines Massenmediums verliert. War beim individuellen Medium Telefon die Beteiligung von mehr als zwei Partnern an einem Gespräch ein gewisser technischer zusätzlicher Aufwand, so verhält es sich beim Internet genau umgekehrt. Technisch aufwändig ist die Isolation einer Intimssphäre, die vor dem Zugriff der diffusen Netzöffentlichkeit sicher ist.

2. Der Internetnutzer agiert selbst als ästhetisches Produkt. Er muss sich im Internet darstellen, um etwas von sich zu erkennen zu geben - von Personaldaten über das statische Bild bis hin zur permanenten Mitteilung dessen, was er treibt, mittels einer Webcamera. Und genau diese Selbstdarstellung ist inszenierbar. Es muss nicht das eigene Bild sein, mit dem der Netzsagent sich zu „erkennen“ gibt. Er kann wählen, ob er sich selbst oder partiell anders oder als vollständig „anderer“ darstellt. Jedoch hört er nicht auf, als dieser andere im Netz zu kommunizieren. Die große Faszination der Internetkommunikation scheint gerade darauf zu beruhen, als synthetische, konstruierte Persönlichkeit im Netz agieren zu können. Diese technische und ästhetische Möglichkeit der Konstruktion eines Selbst gibt dem paradoxen Begriff der multiplen Identität einen heuristischen Wert. Ein derartiges Identitätskonstrukt kann als höhere Gattung als die bereits allseits bekannten Viren und Würmer im Internet ein Eigenleben führen.¹⁰

3. Wenn jemand mit einer oder mehreren technisch generierten Identitäten im Internet agiert, hat eine solche Identität etwas eigentümlich Experimentelles und Spielerisches. Im Internet schwere Beleidigungen oder sexuelle Belästigung zu erfahren, scheint ohne jede moralische Valenz zu sein. Denn derjenige, auf den sie zielt, braucht sie nicht zu erleiden. Er kann sich gewissermaßen wegklicken. Durch einen dunklen Wald zu gehen scheint weitaus gefährlicher, als sich den übelsten Kommunikationsformen im Internet auszusetzen. Während im Wald die Abwehr von Aggression erhebliche körperliche Anstrengungen erfordert, erleichtert die technische Apparatur die Flucht vor Angriffen. Umgekehrt kann jeder,

der seinerseits moralische Grenzüberschreitungen begeht, davon ausgehen, dass der oder die andere ja wählen kann, ob sie sich das gefallen lässt. Er oder sie kann ihre Identität wechseln.

Die Cyberspace-Erfahrung verschärft das Problem der Verwechselbarkeit von Bild und Abbild, weil in ihr das Subjekt, das diese Unterscheidung vollziehen kann, sich vervielfältigt, entgrenzt und sich unter dem Stichwort multiple Identität auflöst. Wenn Medienkompetenz, die Fähigkeit der Unterscheidung von Bild und Abbild, eine Voraussetzung für moralisches Handeln in den Massenmedien ist, so wird angesichts des Cyberspace die Klärung der tiefer liegenden Frage virulent, ob und wie in der Internetkommunikation und im Cyberspace das Subjekt „überleben“ kann, das diese Kompetenz erwerben will.

4.2 Eine solche Identitätsdiffusion droht vor allem dem, der sich vom Internet faszinieren lässt und auf das Spiel mit der eigenen Identität eingeht. Gerade in den technischen Möglichkeiten, Identitäten zu konstruieren, zeigt sich die transhumane Eigendynamik des Netzes. Es erzeugt sich als eine virtuelle Welt neben der Welt primärer Sinnlichkeit. Als eine solche Welt emanzipiert es sich von den Intentionen und Zwecken der moralischen Subjekte. Es verliert seinen Charakter als Mittel, um Zwecke außerhalb des Netzes zu realisieren.

Beim gegenwärtigen Stand der Entwicklung des Internets kann man jedoch beim besten Willen nicht sagen, dass auf diese Weise der normale Internetnutzer beschrieben sei. Jeder kann sich dem Spiel mit der eigenen Identität verweigern. Niemand braucht seiner Faszination nachzugehen und sich der Gefahr ausliefern, das eigene Ich zu vervielfältigen und damit zu verlieren. Der Normalfall der Internetkommunikation spielt sich auf einem moralisch weniger problematischen Niveau ab. Aber zumindest in den hoch entwickelten Gesellschaften wird es immer schwerer, sich der Internetkommunikation überhaupt zu entziehen. Einerseits droht soziale Marginalisierung. Andererseits kann man das Internet nicht einfach abschaffen und ein medial unschuldiges Zeitalter restaurieren. Als hochkomplexe weltweit vernetzte Steuerungstechnologie für Transport, Verkehr und Kommunikation ist die Existenz dieser virtuellen Welt eine Bedingung für das Funktionieren der primären Welt. Ist es völlig aus der Luft gegriffen, dass eines Tages eine gesellschaftlich relevante Zahl von Menschen zur Vervielfältigung und Gefährdung ihrer Identität gezwungen sein werden, damit sie diese Steuerungstechnologie im geforderten Sinn überhaupt bedienen zu können? Die Menschen, die mit ihrer Identität spielen und dies freiwillig machen, erscheinen so als Pioniere einer Menschheit, die ihr Überleben nur um den Preis des Verzichts auf Subjektivität technisch sichern kann. Was die Pioniere heute freiwillig experimentieren, das scheint in Zukunft eine Anpassungsleistung einer ganzen Gesellschaft sein zu müssen.

Wenn die Spieler im Cyberspace so ihre Selbstgefährdungen rechtfertigen, dann haben sie eine Chance, zugleich Vorkämpfer einer stabilisierten menschlichen Identität und Subjektivität zu werden, die in der Lage ist, ihre entlaufenden Identitätssimulationen an die Leine zu nehmen. Sie fördern ein Selbstbewusst-

sein, das darum weiß, dass Identität nicht konstruiert werden kann, sondern nur ihr Schein – im Internet allerdings mit einer beträchtlichen Ähnlichkeit mit lebendigen Subjekten. Sie durchschauen ihre Konstruktionen als Puppen, die sie gleich den Marionetten an den Fäden führen müssen, damit ihre virtuelle Existenz überhaupt einen Sinn hat.

Zwei Argumente sind zu nennen, die eine derartige Steigerung des Selbstbewusstseins der Menschen in einer informations- und kommunikationstechnisch bedingten Welt möglich erscheinen lassen:

1. Wenn das Internet als Steuerungstechnologie für das Funktionieren der Gesellschaft notwendig ist, dann ist es ein – wenn auch hochkomplexes – Mittel für die Erhaltung der primären Welt; es ist ihr zu und untergeordnet. Das System der Mittel, von dem oben die Rede war, verliert nicht seinen ontologischen Rang als Mittel. Nur in dieser Bedeutung kann das Internet eine Anpassungsleistung von Menschen fordern. Diese Anpassungsleistung kann aber dann nicht darin bestehen, die menschliche Subjektivität aufzugeben. Denn genau die Bereitschaft dazu erschafft den Cyberspace als eigendynamischen Raum. Als solcher wäre er von seiner Mittelfunktion entfremdet oder emanzipiert – je nach Blickweise.

2. Wer die Internettechnologie als notwendiges Mittel zur Selbsterhaltung der Welt erachtet, und daraus Anpassungsleistungen im menschlichen Verhalten und in der Selbstwahrnehmung fordert, der muss sehr viel von der primären sinnlich gegebenen Welt halten – sonst ziehen seine Argumente nicht. Wesentlich für die Menschen in dieser Welt ist, dass sie als einmalige Einheit von Leib und Seele, Körper und Geist leben und handeln.¹¹ Anpassungsleistungen für notwendig zu erachten, impliziert, jeder Gefährdung dieser Konstitution des Humanum zu widerstehen. In diesem Zusammenhang wird der Begriff der multiplen Identität, mit dem Tendenzen und mögliche Fluchtpunkte der Entwicklung der Kommunikationstechnologie beschrieben werden, zur Warnung vor einer Gefahr.

¹ Päpstlicher Rat für die sozialen Kommunikationsmittel, *Ethik in der sozialen Kommunikation*, 2000, Nr. 21.

² Ein starkes Indiz für derartige Tendenzen sind die Medienphilosophien, die im Netz kursieren. Da sie fast ausschließlich im Netz kommuniziert werden, scheinen sie vor allem denjenigen Menschen plausibel zu sein, die ihrerseits fast ausschließlich im Netz kommunizieren. Das lässt den Schluss zu: In einer enger werdenden Mensch-Maschine-Symbiose stellen sich quasireligiöse Plausibilitäten ein – siehe dazu die Recherchen von Klaus Müller, *Computer machen Leute. Philosophie, neue Medien und Cyberreligion*, in: *Renovatio* 54 (1998), 149–162.

³ *Academia* 3/2000, 156.

⁴ *KNA Inland* 153/ 11.8.2000, 2.

⁵ Siehe dazu Paul Watzlawick u.a., *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern 1969 u.ö.

⁶ So die Forderung der Teilnehmer der Tagung „Kommunikationsordnung 2010“ im Oktober 2000 in Berlin – siehe dazu *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 2. 11. 2000.

⁷ Anselm Hertz u.a. (Hg.), *Handbuch christlicher Ethik*, Bd. 3, Freiburg u.a. 1982, 547f.

⁸ Reinhard Hutter, „Cyber-Terror“: *Risiken im Informationszeitalter*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (B 10-11/2002), 31–39.

⁹ In Bezug auf die Ordnung der Massenmedien siehe Bernhard Laux, *Die institutionelle Ordnung der Massenkommunikation aus sozioethischer Sicht*, Frankfurt u.a. 1986.

¹⁰ Dies sind die Spitzenbeobachtungen von Sherry Turkle, *Leben im Internet*, Reinbek 1998.

¹¹ Siehe ausführlich: Ottmar John, *Missionarisches Engagement und Internet*, in: *Communicatio Socialis* 33 (2000), 185–211.

Cyberpower – die Macht des Internets: nur ein Störfaktor?

Peter Ferdinand

Macht und die Macht des Internets

Macht ist ein grundlegender Begriff zur Analyse der Funktionsweisen einer Gesellschaft – und einer der am schwersten zu definierenden. Verschiedene gesellschaftswissenschaftliche Disziplinen benutzen den Machtbegriff in unterschiedlicher, wenn auch sich überschneidender Weise. Politologen verwenden ihn gern zur Reflexion über die Regierungs- oder Staatsmacht, d.h. über die Macht politischer Institutionen. Zur Untermauerung dieses Verständnisses dient normalerweise das Interesse an der normativen Dimension von Macht: Was rechtfertigt ihren Gebrauch? Wie kann der unrechtmäßige Gebrauch von Macht verhindert werden? In Bezug auf das Internet konzentrieren sich Politologen auf dessen Verhältnis zu bestehenden politischen Institutionen: Inwiefern unterminiert oder stärkt es sie? Genauer: Wie „legitim“ ist politische *Cyberpower*? Wer übt sie aus? Postmoderne Denker wie Foucault und kritische Theoretiker wie Habermas mögen Macht als einen Ausdruck der natürlichen Ungleichheiten verstehen, wie sie in der kapitalistischen Gesellschaft zu finden sind.¹ Für sie ist das Problem des rechtmäßigen Gebrauchs von Macht weniger wichtig. Soziologen neigen ebenfalls dazu, Macht als Teil der weiter gefassten Rahmenbedingungen sozialer Beziehungen zu sehen, was nicht notwendigerweise ein normatives Element einschließen muss. Parsons zum Beispiel verglich die Macht mit der Rolle des Geldes in der Wirtschaft: Sie ist eine Ressource, die Individuen oder Gruppen zum Erreichen ihrer Ziele einsetzen.² Genauso wie Geld im moralischen Sinn als wertneutral gedacht werden kann, so ist die Ausübung von „Macht“ ein „natürliches“ Merkmal sozialer Beziehungen. Aus dieser Perspektive betrachtet, ist Cyberpower genauso legitim oder illegitim wie jede andere Form von Macht. Sie mag Ungleichheiten verstärken oder reduzieren – wahrscheinlich eher das Erstere –, aber ihre Wirkung ist gewiss.